

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **66 (1939)**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

II.

Einmal erweist sich gegenüber dem Zug ins Aufgeräumte eine Seite der appenzellischen Wirtschaftsgesinnung als noch stärker:

Die hohe Auffassung vom Einzelnen, Selbständigen, Freien.

(7) Diese ergänzt den Zug ins Aufgeräumte wohl in vielem, z. B. wenn es geht gegen bürokratischen Geist, gegen nachteilig gross gewordene Aktiengesellschaften, gegen teuer und schlecht arbeitende Preiskartelle, gegen überladene Wirtschaftspyramiden. Allein, der Hang zum Freien in der appenzellischen Potenz könne auch, so heisst es, vom Aufgeräumten wegführen nach der Seite des »trop meublé«, der auffallend vielen und verhältnismässig kleinen Unternehmer. Ist es zu einem Teil dieser freie Geist, in dem

der einstige Wirtschaftsaufstieg Appenzells

begründet liegt, aber auch *die geringere Möglichkeit heute?*

Wie war es denn einst? In der Zeit von 1688 bis 1734, da überall im Appenzellerland Webkeller eingerichtet wurden, wuchs die ausserrhodische Bevölkerung von 19,804 Einwohnern auf 34,571, derweil in der gleichen Zeit die Zunftstädte in der Schweiz völlig konstant blieben und die meisten nicht viel mehr oder noch weniger als 10,000 Einwohner zählten.

Der Zürcher Professor H. Wehrli leitete denn vor seinen Studenten einmal eine Stunde ein: »Welches ist eigentlich der bevölkerungspolitisch merkwürdigste Kanton der Schweiz?« Grosses Schweigen in den Bänken. »Appenzell A. Rh.! Eine solche Bevölkerungsdichte, und zwar schon sehr lange, findet man bei solch bescheidenen landwirtschaftlichen Grundlagen

nirgends auf der Welt. Es kommen ganz ausserordentliche Verhältnisse dazu.» In den historisch-geographischen Gemälden der Schweiz, 13. Heft 1835, konnte Dr. Gabriel Rüscher berichten, Ausserrhoden sei nach Malta die volkreichste Gegend Europas. Im Jahre 1734 hatte im Hinterland z. B. die 972 Meter hoch am Abhang gelegene, klassische Webergemeinde Schwellbrunn zirka 1800 Einwohner, heute 1506 (1930). Im Mittelland das 907 Meter hoch am Nordhang des Gäbris gelegene traditionskühne Trogen 2250 Einwohner, heute 1967! Im Vorderland das 962 Meter hoch westlich des Kaien gelegene Wald 1436 Einwohner, heute 1081!

Die heutige Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftsordnung des Appenzellervolkes besteht zur Hauptsache nicht erst seit 1798. Die französische Revolution brauchte nicht erst die Grundherrschaft zu zertrümmern und die Geburtsstände zu ersetzen durch das allgemeine Bürgertum.

Zu einer Zeit, da noch viele Philosophen, Staatsmänner, Priester sich sehr aussprachen gegen die Abschaffung der »nützlichen, gerechten, wohltätigen« Bauern-Leibeigenschaft und viele Unfreie selbst dachten, sie seien zur Freiheit gar nicht reif, zu dieser Zeit konstatierte der Zürcher Dr. Hirzel an den Appenzellern (Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft IV 1746): *»Ich zweifle, ob ein Volk in der Welt so sehr die Freiheit liebt, als dieses.«*

Glarnerland und Appenzellerland nahmen ihren bewundernswerten industriellen Aufschwung lange vor der französischen Revolution — trotz der schlechten Verkehrslage — infolge freierer Auffassungen, abseits zünftischer und aristokratischer Herrschaft mit ihrer faktischen Privilegierung der reichen Zünfte und besonders einzelner Familien, die den Schutz eines scharfen städtischen Protektionismus genossen.

»Infolge des in St. Gallen herrschenden Zunftzwanges kamen die Appenzeller gar bald auf den Gedanken, für fremde Rechnung selbst zu fabrizieren, und es führte der Flecken Appenzell, der damalige Hauptsitz der appenzellischen Regierung, bereits im Jahre 1414 eine Leinwandschau ein, an der die Tücher gegen Entrichtung einer gewissen Gebühr geprüft und gemessen wurden«. Wir treffen denn auch in Herisau noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sieben Zünfte: die der Gerber, der Bierbrauer und Färber, der Kupferschmiede, der Maurer, Schmiede, Zimmerleute und Schreiner, der Buchbinder, Schlosser und Sattler, der Schuster und Schneider.

Die Weber, die den weitaus grössten Teil der Erwerbstätigen bildeten, standen aber abseits einer eigentlichen Zunftorganisation, während Gustav Schmoller uns einen Einblick gibt in die Weberzünfte anderswo, in seiner Arbeit »Die Strassburger Tucher- und Weberzunft«: das Recht des Verlegens von Geweben war damals an die Mitgliedschaft der Händlerinnung geknüpft, das Recht des Webens an die Zunft. Die Art der Produktion war genau vorgeschrieben, von staatlichen Beamten kontrolliert, der Absatz monopolistisch geregelt, die Preise obrigkeitlich festgesetzt und eine gleichmässige Vermögensverteilung angestrebt. Hierin lagen die grossen Möglichkeiten der Zünfte. Hierin lag aber auch die Verknöcherung und in der Verknöcherung der Todesgeruch, der den Zünften im 17. und 18. Jahrhundert in die Nase stieg: sie kamen nicht hinaus über grosse soziale Uebelstände. Sie hielten zuviel auf Monopol und Rechtssatzung und zuwenig auf Oekonomie. Sie waren der heranwachsenden wirtschaftlich-technischen Revolution nicht gewachsen. Die Zeit schritt schliesslich einfach über sie hinweg und zermalmte sie samt dem guten Kern.

Damit hörte allmählig aber auch der Vorsprung der weniger reglementierten, freieren Appenzeller auf. Sie wurden mehr oder weniger eingeholt, zuletzt noch in den 1860er Jahren durch die demokratische Bewegung. Ja, die Appenzeller wurden nicht nur eingeholt, sondern *dieselbe Gesinnung, die ihnen einst den Erfolg brachte, scheint ihnen seit den letzten Jahrzehnten zum Verhängnis zu werden: es ist die Zeit der Grossunternehmungen gekommen, und diese unfreiere Zeit ist vielleicht nicht so restlos das Element aller Appenzeller.*

Gar viele Appenzeller-Unternehmer scheinen etwas zu haben von der Art der Ziege des Monsieur Séguin, die, nachdem er schon eine ganze Reihe Ziegen auf ähnliche Weise verloren hatte, bei aller gütigen Pflege des Herrn an der Kette einfach nicht recht gedieh, es vorzog, den Kampf mit dem Wolf aufzunehmen, um dafür in den Bergen frei zu leben und die nach einem herrlichen Sommer und einer Nacht heldenmütigen Ringens bis ins Morgengrauen vom Wolf doch endlich wieder gefressen wurde.

(8) Die Vergegenwärtigung der 9 Privatbahnen auf appenzellischem Boden, des landwirtschaftlichen Kleinbesitzes, der zu Zeiten in die Hunderte zählenden Fabrikanten, stellt uns mitten hinein in diese *dezentralistische*

Struktur der Unternehmungen.

1842 zählte man in Ausserrhoden bei einer Bevölkerung von 43,308 Personen 443 Fabrikanten in weissen Baumwollartikeln. 1890 beschäftigte 1 Fabrikant mehr als 200 Webstühle, 3 mehr als 150, 15 mehr als 100, 11 mehr als 50 und 29 Fabrikanten mehr als 50 Webstühle. Und heute braucht man nur einen Blick zu tun in ein Branchenregister, und man staunt, wie ungeheuer viele Unternehmer sich teilen in die ostschweizerische Industrie, während die gesamte japanische Textilindustrie kaum einem Dutzend oberster Leiter untersteht.

Die individualisierte Branche und die Heimarbeit in dieser Branche hat es dem Appenzeller Unternehmer von jeher erleichtert, ein Geschäft aufzumachen: so ist das Geschäft nicht kapitalintensiv. Die Anschaffung des Webstuhls, der Stickmaschine usw. wurde vom Weber und vom Sticker sehr oft selbst bestritten. 1890 waren von 2744 appenzellischen Handstickmaschinen, also sogar Maschinen, die immerhin 1800 Fr. kosteten ohne Hausanbau usw., 1402 = 51 Prozent im Besitz von Einzelstickern.

Es lebt bis heute etwas vom Geist aus der Zeit der aufsteigenden Textilindustrie, wo so mancher Weber und Sticker, wenn er nur recht tüchtig war, sich zum Fabrikanten¹⁾ aufschwingen konnte. Einmal mehr wird diese kleine appenzellische Welt gross in ihrem Freiheitswillen, gross bis fast zur Katastrophe. Und weil diese ganze Lebendigkeit mit zu dem gehört, was dem Appenzeller seine Welt lieb macht, sind die folgenden Ueberlegungen der ersten Gedankenverwirrung schon enthoben: ein Vernichten dieses Gewollten, Bodenständigen kommt für den Appenzeller nicht in Frage, nur eine Anpassung.

1) Das Wort Verleger ist nicht üblich. Man versteht darunter sogar etwas ganz anderes, nämlich einen Zeitungsverleger.

Hören wir einen Industriellen aus Herisau, der Mitglied war der internationalen Jury an der Weltausstellung in Wien 1873 und einen Bericht verfasste über die appenzellische Beteiligung, der in einer Richtung vielleicht doch interessiert:

Die Zersplitterung in der Fabrikation habe schon etliche Male die Krisen bedeutend verschärft. »Wie sollte ein in einem Bergdorf verborgener Fabrikant, der einen Jahresumsatz von höchstens 50,000 Fr. hat, imstande sein, mit den Bedürfnissen der Zeit fortzuschreiten, die richtigen neuen Ideen zu schaffen und aus seinem Benefiz die bedeutenden Kosten für Zeichnungen, Veränderungen an Stühlen usw. zu tragen? Wir kennen nur ein Mittel... Es ist die *Konzentration der Industrie* in weniger Händen und direkter Verkehr mit der Konsumation. Nur ein Geschäft, das einen Umsatz von wenigstens 4—500,000 Fr. macht und welches die Bedürfnisse der Kundschaft durch direkten Verkehr möglichst genau prüfen kann, darf die nötigen Spesen wagen, um die Fabrikation technisch und kommerziell auf der Höhe der Zeit zu halten. Nur ein solches Geschäft wird auch imstande sein, dem Arbeiter dauernd einen entsprechenden Lohn zu geben. Der jetzige Fabrikant müsste nicht beseitigt werden. Allein er hätte in diejenigen Schranken einzutreten, wozu er befähigt ist. Er müsste Fergger werden, der Zettel und Einschlaggarn, Karten und Muster erhält und gegen eine mässige Provision die Verarbeitung besorgt. Wir sind uns bewusst, dass wir mit dieser Anschauung, welche den bisherigen verderblichen Schlendrian total umstellen würde, manchen Fabrikanten beleidigen, der in der Zumutung, Fergger zu werden und fleissig arbeiten zu sollen und Mittwoch und Samstag seinen vergnüglichen Gang nach St. Gallen nicht mehr machen zu dürfen, eine Kränkung des Selbstbewusstseins erblickt. Wir sind uns bewusst, dass die meisten Kaufleute, welche bis anhin gewohnt waren, alle Sorgen und Kosten für Lager, Fabrikationsspesen und neue Muster den schwachen Schultern des kleinen Fabrikanten aufzuladen, allerlei einzuwenden haben werden. Allein unsere Ansicht ist nichts Neues. Sie ist lediglich die gleiche Basis, auf welcher heute das gleiche Geschäft in Frankreich, Schottland, Sachsen und Wien beruht und bedarf gar keiner weitem Verteidigung.«

Also Erstarrung des idealen Kerns des freien Aufstieges und der Selbständigkeit, der reinen ursprünglichen Demokratie in der Wirtschaft durch Konzessionen an die Wirklichkeit oder dann ob der Freiheit untergehen? Stützt sich die Organisation nur auf den Grossunternehmer, geht das hier noch ungeahnt Wertvolle verloren, und stützt sie sich hauptsäch-

lich auf Kleinunternehmer, wird die Pionierstellung eingebüsst?

Die wirkliche Entwicklung scheint beide Wege zu gehen, unter Wahrung beider Vorteile. Einen der positivsten Beweise liefert die Seidenbeuteltuchweberei, die für die Kurzenberger von so grosser Bedeutung ist und die ihre qualitative Monopolstellung auf dem Weltmarkt sicher dem Zusammenschluss von sechs Firmen zur schweizerischen Seidengazefabrik AG. mitverdankt, d. h. den besseren Absatzbeziehungen, einem tüchtigen Mitarbeiterstab, grösserer Kapitalkraft und den gemeinsamen Opfern für die Qualität und das Vertrauen.

Die grössern der appenzellischen Unternehmungen schufen auch Wohlfahrtsfonds oder Pensionskassen für ihr Personal, und zum Teil mit ganz bedeutenden Mitteln, worüber das Amtsblatt periodisch berichtet.

Ob also die möglichst hohe Besteuerung der AG., dieser gegebenen Form der Sammlung, nicht eine etwas fragliche Massnahme ist, gerade zur künftigen Entfaltung des appenzellischen Wirtschaftslebens?

Als weiterer Beleg für den Selbständigkeitsdrang mag dienen ein Blick in den Jahresbericht des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen: Dort beansprucht die Nennung der *Verbände* in der ostschweizerischen Textilindustrie zwei Seiten! 1937 waren es wohlgezählte 32 Verbände, die Unterabteilungen nicht gezählt.

Aehnlich spiegelte sich die Gesinnung im dezentralistischen *Fachbildungswesen*, als die Zeiten noch gut waren.

Auch der schweizerische Schulratspräsident, Dr. Rohn, legte in einem Vortrag vor der Zürcher Volkswirtschaftlichen Gesellschaft über die industriellen Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Schweiz den Finger u. a. auf diesen wunden Punkt, indem er ausführte, dass die schöpferische Tätigkeit des Geistes zwar das Werk des Einzelnen sei, dass aber in allen Fragen der Vorbereitung, Durchführung und Vertretung unserer Produktion der zu stark entwickelten individualistischen Struktur unserer Industrie und Politik begegnet werden müsse, da die wirtschaftlichen Notwendigkeiten auch von uns *vermehrten Gemeinschaftsgeist erfordern*.

Der Verband App. A. Rh. Verkehrsvereine hatte nicht wenig Mühe, bis er den Interessenten beibringen konnte, dass

eine Kollektivpropaganda mehr einträgt als das Einzelvorgehen.

Recht eigentlich zu reden aber gab früher schon die Vielzahl der selbständigen Existenzen im Alkoholausschank: die vielen Wirtschaften müssen zu Zeiten geradezu eine Landplage gewesen sein. 1908, als das *Wirtschaftsgesetz* beschlossen wurde, traf es auf 78 Einwohner eine Wirtschaft. Der Weg, den Ausserrhoden einschlug, wird vielleicht dereinst andern Kantonen noch zum Vorbild.

Die Gebühren für Gasthäuser und Hotels, Speisewirtschaften und Fremdenpensionen, Konditoreiwirtschaften und alkoholfreie Restaurants werden gemäss Landsgemeindeentscheid von 1908 zur einen Hälfte der Altersversicherung zugewendet und zur andern Hälfte der Herbeiführung einer wünschenswerten Verminderung der Zahl der bestehenden Wirtschaften auf dem Weg freiwilliger Ablösung durch den Kanton. Trotzdem über 100 Wirtschaften abgelöst wurden, ist die Quote allerdings nicht niedriger geworden, da eben auch die Bevölkerung abnahm.

Auf dem Gebiet der Landwirtschaft wurden gewisse Nachteile der Kleinunternehmer wettgemacht durch die *genossenschaftliche Bewegung*: z. B. ohne die Zuchtgenossenschaften, ohne die Alpgenossenschaften, ohne die Viehschauen und Prämien wäre es trotz des guten Willens des Einzelbauern nicht zu erreichen gewesen, dass das appenzellische Braunvieh zum besten gehört in der schweizerischen Viehzucht. Die 1557 Herdebuchtiere der acht innerrhodischen Grossviehzucht-Genossenschaften hatten 1937 eine Durchschnittspunktzahl von 81,77.

Daneben vergegenwärtige man sich auch etwa den Gemeindebesitz, unter dem z. B. die Allmend Forren in einem mit der Abtei St. Gallen gemachten Vertrag genannt wird, der das Datum vom 8. Februar 838 trägt. *Wenn eine Einrichtung über 1100 Jahre lebt und hernach der Gedanke eines gewissen öffentlichen Besitztums erst recht wieder zu leben beginnt, dann heisst es, dass doch auch das kollektive Denken eine starke Wurzel hat.* Nur zwei neueste Daten: 1936 wurde das Grundstück Zielfabrik vom innerrhodischen Staat gekauft, 1937 die Bergwirtschaft Aescher samt Alprecht auf Ebenalp von der staatlichen Wildkirchli-Stiftung erworben.

Innerhalb der Gemeinwerke ist allerdings wieder die Vielheit, das Persönliche typisch. So nennt der Geschäftsbericht über die Staatsverwaltung Innerrhoden im Jahr 1934 39 Korporationen und Rhoden (Einteilung nach Geschlechtern).

Gegenwärtig ist zweifellos auch beim Appenzellervolk die Bereitschaft zu etwas grösserer Gebundenheit im Wachsen. Aber die Losung bleibt: Privat *und* Staat, beide Arbeitselemente. Es sei kein Uebel, z. B. Kantonalbanken *und* Privatbanken zu haben: das private Element wirke auf das staatliche in der Richtung vermehrter Rührigkeit und das staatliche auf das private in der Richtung vermehrter Rücksichtnahme auf das allgemeine Interesse. Die Gesinnung entscheidet auch hier von Fall zu Fall, überzeugt, dass es allzeit einen grossen ungebundenen Wirkungskreis gegeben habe und geben werde, weint den Dogmatikern keine Tränen nach und hält es auch in Wirtschaftstheorien nicht mit jenem Ausnahmeappenzeller, der viele Wanzen im Haus hatte und mit dem Wunsch ihrer los zu werden, die Wohnung anzündete sich vor sie hinsetzte und rief: »Wenn das nüd guett för d'Weentele (Wanzen) ischt, was Tüüfels isch denn guett?«

Wo aber sieht der Appenzeller den Ausgangspunkt der grossen Wellenbewegung der kommenden hundert Jahre? Hat das Kriegsende die grosse Welle geworfen mit den wirklich neuen Ideen, die wiederkehren werden in Form menschenfreundlicher Gedanken vom Arbeitsverhältnis bis hinauf zum Völkerbund? Ist der Frontenfrühling einfach ein voraussehender Gegenstoss, eine Reaktion und wahrscheinlich nicht einmal die letzte, bis das soziale Gut sich gereinigt haben wird mit den Jahrzehnten? In der von der Frontenbewegung veranlassten eidg. Volksabstimmung vom 8. September 1935 über die Einleitung der Totalrevision der Bundesverfassung winkte das Ausserrhodervolk mit der denkbar grössten Deutlichkeit ab.

(9) Auf einen ganz interessanten Zusammenhang weist auch Prof. Rappard hin. In seinem Buch »La révolution industrielle et les origines de la protection légale du travail en Suisse« schreibt er 1914: »Malgré le caractère industriel d'Appenzell Rhodes-Extérieures, les grands établissements n'y

ont jamais prospéré. *L'humeur indépendante de ses habitants s'est toujours insurgée contre la discipline de la vie de fabrique.*»

Heute bekäme ein Grossunternehmer freilich mehr als genug und für die Disziplin des Fabriklebens willige Appenzeller. Das teilweise Fehlen der grossen Etablissements liegt nicht nur an der zumal früheren Abneigung des Appenzellers vor der Fabrik, sondern auch noch an der Geographie der Höhenwelt, an Steuern, Kraftpreisen...

Warum aber werden im Vorderland auch neuestens wieder die mechanischen Stühle beim Weber daheim montiert? Sind es Rücksichten? War es bei den Handstickmaschinen nur wegen des Fabrikgesetzes? Ist es in andern Fällen, weil die kapitalintensivere Zentralisation noch nicht in allen mannigfachen Verhältnissen und Artikeln so restlos überlegen ist und es kaum je werden wird, derart dass neben der Fabrikwelt auch das Altappenzellische immer noch eine gewisse Zukunft hat?

»Die Klein- und Einzelstickereien erweisen sich in den heutigen unbestimmten Konjunkturverhältnissen sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialpolitischer Hinsicht vorteilhafter als Grossbetriebe (nicht zu verwechseln mit Grossunternehmungen!) ... Als Charakteristikum der Stickerei ist daher die Tatsache hervorzuheben, dass trotz fortschreitender Mechanisierung und der damit verbundenen Kapitalinvestierung keine Konzentration der Betriebe stattfindet, sondern im Gegenteil eine fortschreitende Dezentralisation in Kleinbetriebe.« (Dr. H. Häuptli, Die Krisis der schweizerischen Stickereiindustrie...)

1903 traf es pro Schifflistickerei-Betrieb 17,5 Maschinen, 1911 (im besten Stickerei-Ausfuhrjahr, mengenmässig) 10,1, 1925 noch 4,2 (aus Kellner's Statistik der Schifflistickerei). Die Stickereikatastrophen treffen die Fabriken am verhängnisvollsten. Grossbetriebe mit ihrer Einstellung auf stetigen Massenabsatz, auf fliessende Massenproduktion sind empfindlicher gegen auch nur vorübergehende, geschweige anhaltende Störungen. *Was standhielt, war die nüchterne Berechnung abseits der kostspieligen Fabrikmauern und abseits des noch kostspieligeren Unpersönlichen.* In Amerika zeigte sich dasselbe: für die Stickereibranche mit dem stossweisen Einsetzen der Arbeitslosigkeit, der Nachfrage nach kleinen Quanten und Spezialitäten, ist der Kleinbetrieb mit Familienangehörigen widerstandsfähiger. So erweist sich einmal die überhebliche

Meinung, die Fabrik sei alles und die Heimindustrie nichts mehr, als unkritisch.

Aber sicher ist es nicht allein der nüchterne Sinn des appenzellischen Arbeitgebers, sondern gerade auch noch das Freiheitsgefühl, der

Heimarbeitsinn

des appenzellischen Arbeitnehmers, jenes unter den Höhenbewohnern immer noch lebendige Gefühl: auch dann noch lieber in der Heimat verbleiben und daheim auf seinem »Höckli« arbeiten (als in die Fabrikgegenden abwandern), wenn bei etwas weniger Lohn, gerade wie auch gewisse Stadtbewohner umgekehrt lieber mehr bezahlen und dafür heimatlicher und freier in Villen wohnen.

Es ist ein Wunder, wie die feine Handstickerei sich zu erhalten vermochte und vermag trotz der Kapitalintensität der neuesten Industrieepoche und trotz der Preiskonkurrenz der chinesischen Mandarinen. Gewiss, hier ist es in erster Linie die Ausnützung freier Zeitstreifen im Haushalt. Aber wer eine schöne Innerrhoder Tochter in ihrer Tracht am Stickrahmen auf grünem Wiesenteppich gesehen hat bei emsigem Fleiss, Scherzen und Lachen, der kennt den ersten sichern Eindruck: etwas immer wieder Ergreifendes, Wohlendes, und wer fühlt da nicht nach, dass diese Menschen an ihrer Heimat hängen und hängen, wenn schon die Fabriken und neuen Industrien in der Ebene, an den Hauptverkehrslinien entstanden. — Fürs zweite halten diese Menschen auch solange an der freieren Lebensweise, als die Fabriken in ihren Augen oft einen gewissen Makel haben. Einmal mehr treffen sich ganz alte Anschauungen unter Umständen mit der modernsten Sozialpolitik. »O, wie ischt doch d'Welt so schö off dem Berg obe! Jää, i nüem nüd tuusig Guldi, das i nüd off de Welt wäär ond chönt's ebe-n-ase wohl bruuche.«

Der Innerrhoder Dr. K. A. Neff stellte in seiner Heimarbeitsstudie »Die Appenzeller Handstickerei-Industrie« fest, dass man trotz der bescheidenen Löhne »von der sonst allgemein tönenden Klage über Heimarbeitselend in Appenzell nichts vernimmt«. »Die Innerrhoderin stickt gern und findet die Stickarbeit als etwas Lustiges, nicht Mühseliges, Peinliches. Ja noch mehr! Die Stickarbeitsfreude geht soweit, dass sie oft des lieben Stickens willen die Hauswirt-

schaft vernachlässigt. Die Appenzellerin ist stolz auf ihre Heimarbeit, stolz, weil sie frei ist im Beginn und in der Fortführung der Arbeit, und ihr kein Fabrikherr Befehle erteilt. Ihre Losung: Nur nicht in die Fabrik. Gerade der verächtliche Ausdruck »Fabrikarbeiterin«, dem man in Innerrhoden den Stempel der Minderwertigkeit aufdrückt, erweist sich als grosser Förderer der Heimarbeit. Der Unabhängigkeitsinn der Innerrhoderin äussert sich auch im Abscheu gegen das Dienen. Fast alle Gehilfinnen in den Haushalten des inneren Landesteiles stammen aus anderen Kantonen. *Innerrhoderinnen wollen stets sticken.*«

Das innerrhodische Gastwirtschaftsgewerbe zog im Sommer 1935 (!) 46 ausländische Dienstmädchen heran »in Ermangelung einheimischer Arbeitskräfte«. Dieser Unabhängigkeitssinn ist eigentlich wieder das Schweizerische noch verstärkt: die grosse Zahl von deutschen Dienstmädchen in schweizerischen Städten und Dörfern über alle Jahre der Wirtschaftsdepression ist wirklich auffallend und ebenso, dass jeder achte Schweizer in den letzten Jahren eine Ausländerin heiratete, meist ein solches Dienstmädchen. Die Appenzeller-Zeitung liess sich denn wiederholt hören für die weibliche Rekrutenschule, und die appenzellische Landfrauenbewegung hat begonnen, auch hier einzugreifen.

Wenn aber das alles nicht typisch wäre für den Unabhängigkeitssinn, bliebe es immer noch die ganz auffallend freie *Regelung des Arbeits- und Lohnverhältnisses* in der Innerrhoder Handstickerei, die zugleich noch eine andere Voraussetzung hat, nämlich das Nahe im Innerrhodischen, das Persönliche: hier wird dem Missbrauch dadurch gesteuert, dass alles einander kennt.

Wo der Auserrhoder indes nicht abzuwandern braucht, wo die Fabrik zugegen ist und die Maschinenkombination ihn dauernd besser stellt, dort allerdings vertauscht auch der Appenzeller sein »Webeli« und gar gegen eine »sichere Existenz«, wie der Ausdruck doch auch hier immer wiederkehrt. Der Aufschwung des verkehrspolitisch günstiger gelegenen, mannigfach fabrikindustriellen Herisau zeigt, dass die Fabrik auch im appenzellischen Ring in der Gegenwart die eigentliche Schwergewichtsmeisterin ist, während einige typische Heimarbeitsgemeinden geradezu »knockout« geschlagen wurden.

In der Zeit von 1850 auf 1930 hatten diese Gemeinden, die Seidenbeuteltuchweber-Gemeinden ausgenommen, nicht nur keinen Bevölkerungszuwachs, sondern eine absolute Abnahme: Schwellbrunn — 33,2 %, Trogen — 24,7 %, Wald — 24,6 %, Grub — 22,8 %, Stein — 12,7 %, Schönengrund — 11,6 %, Rehetobel — 9,5 %, Speicher — 8,3 %, Hundwil — 8,1 %; es folgen Gais + 5,1 %, Teufen + 6,2 %, Wolfhalden + 6,3 %, Bühler + 7,6 %, Reute + 7,9 %, Urnäsch + 8,2 %, Lutzenberg + 24,3 %, Heiden + 25,3 %, Waldstatt + 35,5 %, Walzenhausen + 47,1 %, Herisau (wo allerdings auch die kantonale Verwaltung die Einwohnerzahl förderte) + 62,1 %.

So zutreffend der Freiheitsidealismus einer der Gründe sein mag, warum die Heimindustrie hier viel älter wird, dann also spielt er von selbst nicht mehr, wenn er zu teuer bezahlt werden muss: mit zu geringer Rentabilität, zu niedern Heimarbeitslöhnen. Dann ist dem Appenzeller die gesicherte Stellung das Freiere, auch wenn er verzichten muss, sich in seiner Welt zu fühlen, zum Znüni hinters Haus zu gehen, einen saftigen Rettich auszuziehen und »ihn ganz zu essen bis auf den Schwanz«, oder nach der Henne zu schauen, die ihre Eier auch lieber in ein Heustockversteck legt als in die obligate Massenlegekiste — wenn er auch verzichten muss, die Zeit freier einzuteilen, über die Mittagsrast einer älteren Geiss die Hornschuhe zu stücken, an einem gar schönen Frühlingstag einige Minuten länger auf dem Bänkli am Südschirm sich zu sonnen und den Arbeitsausfall bei günstiger Gelegenheit reichlich zu kompensieren — ja selbst wenn er wenigstens zum Teil verzichten muss auf die abwechselnde Arbeit, die ebenfalls beitrug zum körperlichen und seelischen Wohl und sich kundtat in der Heiterkeit und Fröhlichkeit des Appenzellers über die Jahrhunderte.

Und das Ganze erklärt nochmals eine appenzellische Gunst von einst und eine geringere Möglichkeit von heute. Noch 1910 hatte Ausserrhoden den grössten Prozentsatz derer, die in Industrie und Kleingewerbe den Unterhalt fanden, nämlich 735 Promille (bezogen auf die Erwerbenden) gegenüber Glarus mit 655, St. Gallen 636, Baselland 603, Neuenburg 598, Solothurn 585, Innerrhoden 572, Schweiz 478 Promille. Und bedenkt man, dass die Schweiz ihrerseits wieder in der Industrialisierungsdichte lange an der Spitze stand, muss man zugeben: die appenzellische Kombination hatte einst eine ganz seltsame Chance!



Phot. Schildknecht u. Bachmann.

Die feiner und zäher gewordenen «Mäuse» (S. 1), bei denen man von einem Heimarbeitselend nichts hört. (S. 40.)

Der Lebensgedanke, der von keiner Zeit überholt wird. «... und öber's Johr bringt's Wybli mer gad wider ääs. Juhe! Juhe! Juhe!» (S. 48.) Es gab auch allzeit Appenzellerinnen, denen wohlerzogene Söhne und Töchter eine schönere Schmucksache sind als das pariserhafteste Lippenrouge. (S. 103.) *Phot. Schildknecht.*



Ein so typisches appenzellisches Heimwesen, mitten in einer Wiese, als Sperrnitz an einem Hügel, in freier, spielender Aussicht, bei der Gesellschaft und abseits der Gesellschaft, eine Lebensreform ohne alles Geräusch (S. 43.) *Phot. Hausamann.*



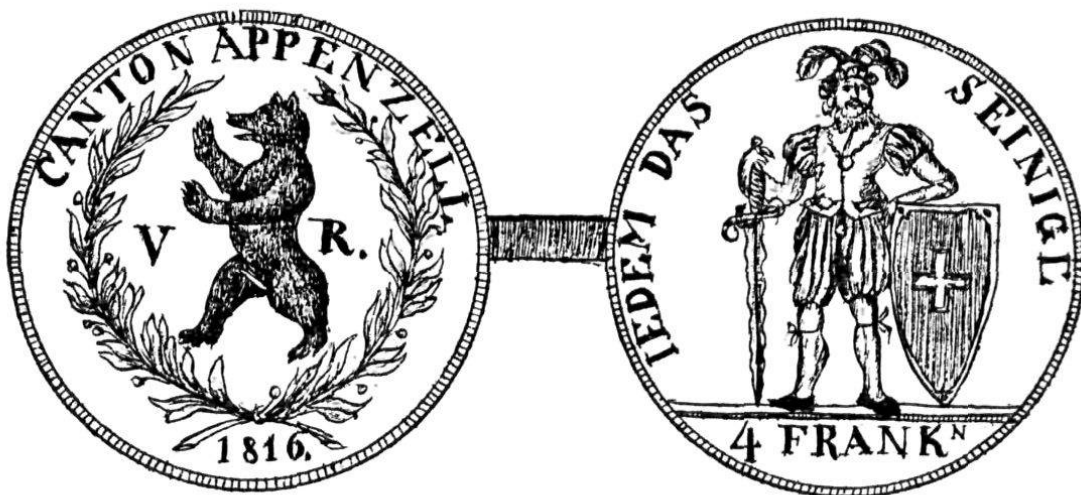
(10) Wieder eine Ursache sowohl als Wirkung der freien Auffassungen und mit der ganzen appenzellischen Kombination aufs engste verbunden ist die

Einzelsiedelung,

auch Einzelhofsiedelung genannt. »O, wie häd er e tolls Häämetli, es ischt so guet zueni ond voni.« Ein so typisches appenzellisches Heimwesen, mitten in einer Wiese, als Sperrsitz an einem Hügel, in freier spielender Aussicht, bei der Gesellschaft und abseits der Gesellschaft, das ist fürwahr ein Heim in der Welt und eine Welt im Heim, und fördert nochmals *jenes Grundgefühl hoher Achtung vor dem Einzelnen, Freien, Unabhängigen*, in den Licht- und Schattenseiten. Auch Berner Lehrer stellen fest, dass Schüler aus den alleinstehenden Bauernhöfen nicht so leicht sich parallelschalten und wirtschaftlich koordinieren lassen.

Die appenzellische Einzelsiedelung ist zwar nicht in eine weltverlassene Gegend hineingestellt, sondern in ein Hügelland übersät mit Häusern, wo immer das Auge hinschaut. Es sind dennoch lebensvolle Gemeinden da und Dorfkerne, und besonders Herisau, St. Gallen, Rorschach bilden nahe, geistig ergänzende Tauschplätze. Daher hat Geltung nicht nur das farmerisch Verlassene einerseits und Grosstädtische andererseits, sondern gewissermassen etwas vom Einsamen und etwas vom Geselligen.

Wer bedenkt, dass von fast 4000 Heimstätten im Bezirk Hinterland knapp 1000 zu den eigentlichen Dörfern gehören und dass Innerrhoden in der Einzelsiedelung Ausserrhoden noch übertrifft (vgl. Ad. Ott, Die Siedelungsverhältnisse bei der Appenzell, Diss. Zürich 1916), begreift, was es mit dem Wort auf sich hat, die Appenzeller seien nicht dafür zu haben, sich zu nahe auf den Leib zu rücken, es gehe Jeder seine Wege, so gern sie sich an Festen zusammenfinden, auch so redselig und zutunlich sie sind. Was an ihnen daher auffällt: ein gewisser innerlicher Zug zur Nachsicht, die weniger vergewaltigt. *Daher die Gewöhnung ans »Leben und Lebenlassen«, an eine Form des wirtschaftlichen und politischen Zusammenlebens, die der Unabhängigkeit des Einzelnen nicht schadet, also die Art, den Nächstenmenschen in seinem Den-*



Appenzeller Taler von 1816.

ken und Tun weniger zu stören, in ihm den Menschen zu sehen. Am Rande der grössern appenzellischen Geldstücke von 1812 hiess es: »Jedem das Seinige«, kaum in der Bedeutung: »Jedem das Gleiche«, sondern »Jeder nach seiner Leistung!« — das aber möglichst gerecht durchgeführt, dass Jeder zum Seinen komme.

Gewiss ist der Ausspruch eines appenzellischen Landmanns mit etwas Vorsicht zu nehmen: »Der Mensch, der sein eigenes Haus hat, gewinnt dadurch eine gewisse Würde, während er zugleich genötigt ist, den Regeln der Ordnung und der Sparsamkeit sich zu fügen.« Man denke an einen der würdigsten Eidgenossen, an Gottfried Keller, der, wie Dr. Korrodi erzählt, selbst zu einer Zeit, wo es ihm allmählig gut ging, immer nur das Wort hatte: »Und dann mieten wir ein Landhaus, mieten . . .« Auf was es ihm ankam, war also nicht der Besitz, aber unbedingt die Natur. Er, der vornehme Wanderer, wie dankbar war er auch noch für ein Hofgärtchen, und wie gross sah er das Landschaftliche, gerade gegenteilig zu jenen Dörfern und Städten, die eine verächtliche Meinung haben über das eigentlich Ländliche und dabei selbst in einem Zweizimmerkäfing wohnen — mit der »Aussicht« an eine Hofmauer und dem »Duft« und der »Stille« aus zwanzig Dunst- und Lärmröhren. Der grosse Zürcher begriff, warum die Menschen, die nahe genug der Natur aufwachsen in einer Umgebung der Schönheit, der Heimat so anhänglich bleiben und in ihr eine Art wärmender Sonne haben, während die äussersten Starrheiten der politischen Ansicht meist geboren und vertreten

werden von Menschen, die nirgends eine wirkliche Heimat erleben.

*Und wie kennzeichnet sich eigentlich die Wohnkultur-richtung Ost-West in der Welt? Fast ist man versucht zu sagen, dass unter der Orthodoxie, im Orient, die Menschen wie Oelsardinen zusammengepfercht wohnen, und noch in den Gassen von Neapel ist keine Armspannweite von einer Hausfront zur andern. Der Engländer und Amerikaner dagegen hält es nicht aus in dieser Enge, eine Ursache für die grosse Ausdehnung Londons und der meisten amerikanischen Städte. Bei freier Wahrung aller Mannigfaltigkeit, der grosszügigen Wohnblöcke und Hochhäuser in der Stadt, geht der Ruf eindeutig nach *genug Platz, Luft, Licht, Sonne, Grün*.*

Ergo darf der Altmodige unter den Appenzellern, der sich nicht in die Enge verzog, denen, die ihn studieren wollen, sein Ding sehr wohl vorführen: auf seiner »Häämet« lebt er ohne alles Geräusch eine Art Lebensreform, die den Kenner freut. *Es ist ein Stück wahrhaft »modernes Wohnen«, das stellenweise ergreifend schöne appenzellische Siedlungsbild, jenes im Hügel-, Farben-, Häuserspiel so typische, für sich allein, frei stehende, reinlich und frohmütig drein blickende Appenzellerhaus, die Wiesen nicht in Parzellen zerstückelt und weit weg liegend, sondern arrondiert, wenn schon noch mehr Wohnhäuser darauf zerstreut sind. Daher auch nicht die weiten Wege zur Bodenbearbeitung und die gewonnene Zeit sehr früh schon nützend für die Textilindustrie.*

Es kam dabei allerdings nicht nur an auf die Gesinnung, den Volksstamm, d. h. die Zeit der Besiedelung. Denn hier fanden schon die ältesten Appenzeller, wo immer sie die Häuser hinbauten, Quellen. Sie waren nirgends bedroht von Ueberschwemmungen wie z. B. im nahen Rheintal und vielleicht auch weniger bedroht von einfallenden Völkern, anders als etwa der Norden des Kantons Zürich, wo es bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts verboten war, sich anzusiedeln ausserhalb des Dorfes und wo infolge dieser Tradition Einzelhöfe, Weiler heute noch relativ selten sind.

Das alles sei zugegeben denen, die auch wissen, wieviele Appenzeller von dem altappenzellischen Ideal immer mehr abweichen und einander mit Hauswänden doch auf den Leib rücken, wie da und dort der enge Wirrwarr eingezogen ist,

weil die Heimindustrie zurückgeht und der Fabrikweg unbequem wird, als ob die von aller Lebensbemühung zutreffende Erkenntnis des römischen Satirikers Juvenal vor zwei Jahrtausend heute nicht mehr gelten würde: »Studendum est ut sit mens sana in corpore sano« und für die hinter Maschinen und in Schulbänken kauern den Menschen regelmässiges, natürliches Gehen in frischer Luft und Freiheit, auf heimatlichen Fusswegen, vorbei an Rosenhecken und Föhren, veraltet wäre. Wenn ob dem allen in allem auch hier wachsenden Kommando die Appenzeller sozialer und glücklicher werden, wohlan! Die andere Hälfte der Appenzeller aber wird wohl noch lange genug Eigensinn entwickeln und ihn dereinst vielleicht wieder mehren. Und wäre es sogar ein wohltätiger zweideutiger Schuss: »I gääb nüd noh, ond wennt' verstopfe woorscheit«, oder »Fuul Lüüt händ all Fyrtig«, Bemerkungen gegenüber Ehegattinnen, die lieber in der Gassenenge wohnen als Garten- und Blumenerde in die Hand nehmen. »Es ischt besser, dass me-n'm Muul e Bröötli chaufi as all schwätze«, nochmals ein Ausdruck über Frauenzimmer, die einander bedrohlich nahegerückt sind, noch näher als bei der »Stobete«.

Fügen wir noch bei, dass zur appenzellischen »Hemet«, zur selben Gesinnung, natürlich auch noch ein »Privatwäldli« gehört, zumal der Appenzeller Bauer zum Heizen, Hagen usw. nicht jeden »Spess« Holz kaufen will: 1937 waren in Ausserrhoden 78 Prozent des Waldes privat, gegenüber 27 Prozent in der Schweiz. An schönen Sommer-Sonntagen hört man denn etwa ein Jüchzerli aus den sonnigen Lärchen im »Privatwäldli«.

(11) Das freie Wesen der Appenzeller lässt uns zweifellos auch die

Bevölkerungsbewegung

noch besser verstehen. Wenn die *Ab- und Auswanderung* unterstützt wird (Staatsrechnung A. Rh. 1937, S. 36/37: für Unterstützung von Uebersee-Auswanderern 7216.75 Fr.), so entspringt das eben der Ansicht, auch hier solle der Einzelne sich ein Ziel setzen und sich anpassen dürfen auf die natürlichste Weise, während anderswo der Staat und bisweilen sehr viel unvernünftiger alles befiehlt. So überdurchschnittlich

der Appenzeller seine Heimat liebt (derart, dass gar viele junge Innerrhoder und Ausserrhoder warten, bis wieder ein Heimwesen frei wird für sie), so besagt anderseits der Ausdruck, man lebe überall, eben doch, der Appenzeller denke nicht autark, sondern wolle auch hierin freier Appenzeller sein und *mit der Welt leben, wie sie die Natur offeriere*. Es gehe auch ohne Menschenmaterialismus, Nationalismus und andere Ismen, ohne die Theorie »Volk ohne Raum«, ohne Schutzzoll, ohne Schikanen, ohne Krieg, ja ohne Klage. 1936 wurden in Innerrhoden 257 Innerrhoder geboren, auswärts 370!

Eine andere Folge: der grosse Anteil des *Armenwesens* an den Gesamtausgaben des innerrhodischen Staatshaushaltes (*rund 25 Prozent bei einem schweizerischen Durchschnitt von rund 4 Prozent*). Seit der Aussprache über den bundesrätlichen Bericht vom 14. November 1930 zur Motion Baumberger wiesen Standeskommission (innerrhodischer Regierungsrat), Appenzeller Volksfreund und Anzeiger vom Alpstein denn wiederholt darauf hin, die wirksamste Hilfe für Innerrhoden bilde die Einführung des Wohnortsprinzips im interkantonalen Armenwesen. Dem Bund solle die Kompetenz erteilt werden dazu, ohne im übrigen die Selbständigkeit der Kantone im Armenwesen anzugreifen. Nationalrat J. B. A. Broger und Redaktor J. B. Rusch (National-Zeitung Nr. 516, 1938) vertreten dagegen die Ansicht, das Erstrebenswerte sei sicherlich nicht der mit keiner engern Heimat mehr verwurzelte »Allgemein-Schweizer«, dieser sei vielmehr eine Gefahr, man solle der Bürgergemeinde für ihre Verpflichtung gegenüber den Bürgern auswärts auch das Recht verleihen, bei diesen Armensteuern zu erheben.

In der *Natalität* rückte das Innerrhoder Völklein unter den schweizerischen Kantonen vom 5. Rang 1900 in den 3. Rang 1930 und Ausserrhoden vom 19. Rang 1900 in den 18. Rang 1930, bei etwas geringerer Säuglingssterblichkeit, als sie Innerrhoden hat. Auf 1000 Ehefrauen bis 44 Jahre traf es Lebendgeborene durchschnittlich, 1900: in der Schweiz 266, in Innerrhoden 321, in Ausserrhoden 232; 1930: in der Schweiz 148, in Innerrhoden 258, in Ausserrhoden 129. Vor Innerrhoden stehen 1930 noch Nidwalden und Obwalden, hinter Ausserrhoden 1930: Waadt, Zürich, Neuenburg, Basel-Stadt und Genf.

Angesichts der grössern Vermehrung der Katholiken rief ein hoher Statistiker in einem Vortrag aus: »Die Schweiz fängt an katholisch zu werden!« Also ein ganz interessantes

Problem! Allein, welcher berühmte Statistiker vermag all die andern Gesinnungselemente zu messen, angefangen bei der Frage: haben auch die Appenzellerinnen weniger Kinder als früher, um den Nachkommen mehr zu sein, als man ihnen war, oder aus dumpfer Aussicht auf Arbeitslosigkeit, Krieg und andere Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft, bis zur letzten und unmöglichen Frage, ob man sich nicht mehr freut an Kindern und einen Mercedes und eine Bulldogge vorzieht? — Sicher ist, dass ein Grossteil dieser Geburtenregelung dem freien Willen entspringt, weder für sich noch für den Staat Zwangsverhältnisse zu schaffen.

»Wele Mensch«, fragten sich zwei Appenzeller, die sich um diesen Zusammenhang interessierten, »ischt zfredner: de Millionär oder der, wo e Totzed Goofe häd?« »Der wo e Totzed Goofe häd, häd gnueg, ond de Millionär wett e lengeri meh«. Dagegen heisst es in einem Appenzellerlied »Di löschtigschte Lüüt«: »Si chönid währli fröhlig see. Si hend jo, was si wend, en frohe Sy ond no vyl meh: deheeme Wyb ond Chend.« Einem neugewählten Pfarrer in Rehetobel wurde am Bankett sogar folgendes Appenzeller Hochzeitsliedchen vorgesungen: »Wenn d'Chriesibömm töönd blüeje, bringt's Wybli mer e Chend, ond öber's Johr, das i wol wääs, bringt's Wybli mer gad wider ääs. Juhe! Juhe! Juhe!«

Wird nun das politische und wirtschaftliche Leben Appenzells behäbiger werden? Oder wird die sogenannte »Verbreisung« neutralisiert durch vermehrte und wahrere Bildung? Oder ist die fortschrittliche Gesinnung, oder wer lieber will das Echte, Währschafte, Gesunde, Begehrte, ja das Glückhafte nicht so sehr abhängig davon, wie alt jemand ist und wieviele sind, als davon, welcher Art man ist? Die appenzellische Industrie hat ja gezeigt, dass weder ein Zuwenig noch ein Zuviel an »Reservearmee« qualitativ das Förderlichste ist, und selbst zur Zeit, da man noch nicht von Reservearmee sprach, als z. B. China von andern Völkern überholt wurde, lag es nicht an der Zahl. *Der Stabilismus lag darin, dass man sich von den Grundsätzen, unter denen man gross geworden war, nicht mehr lossagen konnte und so erfolgreichere Grundsätze von sich stiess, selbst dann noch, als diese von anderen begierig angeeignet wurden.*

Auch die Zahl der Ausserrhoder *Ehescheidungen* hat nicht zuletzt ihre tiefste Wurzel in jenem freien Gefühl, dass in den

letzten persönlichsten Dingen der Mensch über sich selbst verfügen dürfe. Einmal mehr denkt man an die Nordamerikaner, abgesehen von einer damit verwandten Beziehung, für die Dr. h. c. Alfred Tobler eine Illustration gibt: als ein Appenzeller eine in der Form nicht so wohlgeratene aber sehr reiche Tochter geheiratet hatte und man ihm dies vorhielt, sagte er: »Das mues kä Mensch wonderneh! I ha si gnoh noch'm Gwicht wie aalts Silber, ond d'Fasoo ha-n-i vegebes.« Doch, man würde sich sehr täuschen in der Annahme, dass die seelisch schönen und körperlich hübschen unter den Appenzellerinnen weniger guten Absatz finden. (Vgl. App. Jahrbuch 1884, »Die Ursachen der häufigen Ehescheidungen in unserm Kanton und Mittel und Wege zur Abhülfe.«) Seither hat sich die Zahl eigentlich nicht gesenkt. Aber der Masstab ist anders geworden, weil die andern anders wurden, duldsamer in der Eheschliessungs- und Ehelösungspraxis. Heute nehmen sich die ausserrhodischen Ehescheidungen auch relativ recht bescheiden aus neben den Zahlen der Städte.

Wenn wir an diesem uralten eichenen Freiheitsdrang noch ein ganz verstecktes Schublädchen öffnen, kommt zum Schluss noch das Allersonderbarste hervor: oder ist es nicht sonderbar, dass auch die *Selbstmordziffer* der sonst so jugendlichen Ausserrhoder nicht unter dem schweizerischen Durchschnitt steht, wie angesichts des bekannten, unbestrittenen appenzellischen Frohsinnes zu erwarten wäre, auch trotz der hohen Industrialisierung und der besondern Lage der Plattstichweberei und Stickerei im Bezirk Mittelland.

Dr. Waldstein berechnete in seiner Schrift »Der Selbstmord in der Schweiz« (Basel, 1934) zusammenfassend 20 Jahre (1900—1915 und 1920—1925). Danach entfielen auf 10,000 Einwohner durchschnittlich jährlich Selbstmorde: im Bezirk Mittelland 7,7 männliche, 1,4 weibliche, durchschnittlich 4,4, in den Bezirken Hinterland und Vorderland 4,4, 0,9, 2,6, bei einem schweizerischen Durchschnitt von 3,7, 0,9, 2,2. Waldstein stellt S. 215 weiter fest, dass Ausserrhoden unter den Kantonen weitaus die kleinste Sterbeziffer infolge chronischen Alkoholismus hat. Er steht daher punkto Bezirk Mittelland vor einem Rätsel (S. 68).

Für den, der sich in Ausserrhoden auskennt, klärt sich die Sache indes doch noch genauer auf: jene, die Selbstmord begingen, waren einst meist frohe, gesunde Men-

schen, solid und in gar nicht so schlechter Geldlage. Was man, je mehr Fälle man gut kennt, sich daher immer wieder fragt: ist sogar hierin noch das Gefühl mit im Spiel, selbst Herr zu sein über das Leben, auf raschere Art mit ihm fertig werden zu dürfen, wenn es nichts mehr bieten kann, wenn es endgültig aussichtslos geworden ist, es sei weder krankhaft noch unehrenhaft, es komme gar niemandem ein Urteil zu. Als Dr. med. Niederer in Rehetobel einem todkranken Männlein sagte: »Bärlocher! Ehr mönd halt sterbe«, antwortete dieser auch in den letzten Tagen ohne allen Homunculusgeist: »So mach, dass es vorwärts goht. Wenn die Chogete gad emool vorbi wär!«

Julius Ammann deckt noch eine verwandte Seite des Appenzellischen auf, nämlich die tiefe Abneigung vor dem Versorgtwerden:

Appenzellerstolz.

Er ischt blend; sie ghört fascht nütz,
cha fascht nomme webe,
ond das betzeli gspäret Geld
rääget kum zom Lebe.

Beidi alt ond schuuli schwach,
i de letschte Johre
hends mit Chranket, Oogfell gha,
Muet ond Chraft verlore.

Bible of em Sonntitisch,
d'Stimmbli send wie Scherbe:
gell, gad nüd is Armehuus,
los üüs vorher sterbe!

(12) Wieder einen originellen Ausdruck findet der Hang der Appenzeller ans Freie im

Autodidaktentum,

in der doch auffallenden Zahl von Selfmademen auf manchen Gebieten: Landammänner, Fabrikanten, Prediger, Advokaten, Originale in den Zweigen der philosophischen Fakultät, Erzieher, erfinderische Weber, Sticker, Schreiner, Zimmermannen, berühmte Holzbrückenbauer, vom Papst medaillierte Orgelbauer, erfinderische Mechaniker und Elektriker, Panamakanal-Ingenieure, Musterfarmer, hervorragende Aerzte,

darunter der selbst den Appenzellern völlig unbekannte Dr. med. Johs. Schiess aus Herisau, der vom Schmiedelehrling sich emporarbeitete zum Organisator des Spitalwesens in Aegypten und als hochverehrter Gelehrter mit dem Paschatitel starb.

Und wieder ähnlich wie in Amerika war der volkstümlichen Ansicht ja einfach nicht beizukommen: Jeder möge für sein Leiden da Heilung suchen, wo er sie am ehesten finde, auch den »Naturärzten« (den Namen Arzt und also auch Naturarzt zu führen, ist ihnen verboten) solle unbenommen sein, natürliche Heilversuche zu unternehmen.

Den staatlich anerkannten Aerzten erwachse dabei kein Schaden, wenn sie nicht die üblichen Kurzautomaten seien in der Sprechstunde; übrigens decke der Kirchhof den patentierten manchen Fehler zu. Weil unter den Autodidakten tatsächlich immer wieder solche auftraten, die weit Besseres leisteten als manche Studierten, hatten jene immer wieder Zulauf und mussten dafür bestraft werden seit der Sanitätsverordnung von 1823. Da ging 1870 eine Petition ein, unterschrieben von 511 Bürgern der Gemeinden Herisau, Waldstatt, Urnäsch, Hundwil und Wald, worauf der Grosse Rat den Petenten erklärte, dass er die Freigebung der ärztlichen Praxis nicht selbst bringen werde, und dann an der Landsgemeinde vom 30. April 1871 in Hundwil Grubenmann aus Waldstatt sich auf den Stuhl begab, um den Mitlandleuten das Anliegen vorzutragen. Umsonst legte der Geschäftsführer die Gründe dar für die kühle Stimmung des Grossen Rates: die Landsgemeinde entschied sich schon in der ersten Abstimmung für den Grundsatz der Freigebung und nahm dann ebenso entschieden den mässig gehaltenen Gegenentwurf an, den der Grosse Rat vorsichtshalber ausgearbeitet hatte für den Fall der Freigebung. »Einzig die infolge bestandener Prüfung anerkannten Personen sind zur Ausübung der höheren operativen Chirurgie, inbegriffen Geburtshilfe, zu gerichtsmedizinischen, militärärztlichen und andern amtlichen Verrichtungen, sowie zur Ausstellung von Zeugnissen, Bescheinigungen und Berichten mit amtlichem Charakter berechtigt...«

Ebenso interessant aber ist, dass der Appenzeller nur selten und in akuten Fällen so gut wie nie zu diesen Heilpraktikern geht, zumal die Krankenkassen nur für die patentierten Aerzte zahlen. Kaum einer der sogenannten Naturärzte lebt von der betr. Gemeinde wie die studierten Aerzte, sondern von Auswärtigen: so wurde die Sache ganz einfach auch noch zu einem guten Geschäft für das Appenzellerland! Einen statistischen Einblick erhält man am ehesten auf ver-

schiedenen appenzellischen Postbureaux, wo ohne diesen Kräuter- und Fläschchenversand die Paketpost zeitweise nicht halb so gross wäre.

Fügen wir bei, dass ein solcher Autodidakt immer nur dann auf die Dauer aufkam und berühmt wurde, wenn er über einen ganz ungewöhnlichen Fleiss und eine überdurchschnittliche Intelligenz verfügte und vor allem denkbar nahe der Natur sich hielt, abseits aller willkürlichen Diagnosen und Erfindungen, in besondern Fällen die Leute durchaus zum Chirurg oder Spezialarzt schickend, oft aber schon schöne Erfolge erzielend durch sehr liebevolle und gründliche Beratung (naturgemässere Kost, Mässigkeit, Enthaltung von Ausschweifung, Blutreinigung durch bewährten Tee, Luftbäder, Sonnenbäder, Atemgymnastik, Kneipkuren, Massage, seelische Beeinflussung usw.), ja der Wissenschaft auch schon Pionierdienste leistend. Wie ein Symbol wirkt es, dass der von der Schulmedizin auf den Tod verfolgte Theophrastus Paracelsus und einige ganz durchgearbeitete Kräuter- und Naturkenner hier eine Zufluchtsstätte fanden, denen die Menschheit ein grösseres Werk verdankt als all denen, die sie verfolgten. — Und ist es also eine aufregende Geschichte und ein Schaden, wenn Appenzell auch künftig *einen Erdfleck bildet, wo man sich auch von Monopolen nicht hundertprozentig gleichschalten lässt?!*



Der »Quacksalber« hingegen schliesst denkbar schlecht ab im Appenzellerwitz. »Z'Ooderloo han'em. Gschrepft han'e au, ond jetz waass i nütz meh, as em no en Zah usropfe!«

Einige Appenzeller Anekdoten belegen indes auch das Universitätsmonopol, sogar die Pfarrerausbildung. Hier eine: als eine Appen-

zeller Frau während der Predigt weinte und vom Pfarrer nachher um den Grund befragt wurde, sagte sie: »Ehr wössid jo, Herr Pfarrer, das min Soh au off der Universität Pfarrer werde will. Das choschtet mi schwäär Geld, ond do ha-n-i e-so bim-mr selb teenkt, wenn er's emool gad e so guett chönn wie Ehr, ond so sei's ebe fascht's Geld nüd werth, ond das häd mi bbotzt.«

(13) Natürlich gehört in dieses Kapitel von der hohen Achtung vor dem Freien auch noch jene Institution, die das klassische Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung ist und auf die Gesinnung auch stark einwirkt: die

Presse.

So viel mir bekannt ist, hat kaum eine Zeitung z. B. derart konsequent gekämpft gegen die dringlichen Bundesbeschlüsse wie die Appenzeller-Zeitung und der Republikaner, und dass die Appenzeller-Zeitung in der Regenerationszeit das gelesenste, einflussreichste Blatt der deutschsprachigen Schweiz war und die Eidgenossenschaft wie ein Sauerteig durchwirkte, ist nicht weniger originell.¹⁾

Diesen Ehrenplatz verdankt Appenzell aber nicht allein dem hoch oben im appenzellischen Dörfchen Wald 1799 als Sohn einfacher Bauersleute geborenen, von der Landsgemeinde zum Landesstatthalter gewählten, im 34. Lebensjahr der Auszeichnung erlebten Johannes Meyer, einem Bahnbrecher unter den Journalisten (Biographie App. Monatsblatt 1833). Sie dankt es vor allem dem freien Milieu: Ausserrhoden schaffte unter Landammann Mathias Oertly die Zensur ab vor allen andern Kantonen, derart, dass die Appenzeller-Zeitung von hervorragenden Mitarbeitern aus zahlreichen Zentren der Schweiz benutzt wurde für die Besprechung der morscheu Restauration immer wieder Klagen

1) Curti, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, S. 417. Seippel, Die Schweiz im 19. Jahrhundert, II. S. 420 und zahlreiche appenzellische Quellen, zusammengefasst in Oscar Alder, 100 Jahre Appenzeller-Zeitung. Derselbe, Geschichte der appenzellischen Presse.

Freienberger Zeitung.

Freitag, den 24. Juni 1829

Am 25. Juni 1829

Ergebniß der Wahl.

Es ergiebt sich aus dem am 24. Juni. Nach der Vertheilung der Stimmen und der Quotenberechnung folgende Wahlresultate: Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen. Die Wahlresultate sind folgende: Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen.

Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen.

Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen.

Ergebniß der Wahl.

Es ergiebt sich aus dem am 24. Juni. Nach der Vertheilung der Stimmen und der Quotenberechnung folgende Wahlresultate: Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen. Die Wahlresultate sind folgende: Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen.

Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen.

Der Wahlbezirk des ersten Stimmbezirks hat 100 Stimmen und der Wahlbezirk des zweiten Stimmbezirks hat 100 Stimmen.

eingingen in »Ministerialnoten« vom aristokratischen Bern, von der innerrhodischen, st. gallischen Regierung usw., gab der Ausserrhoder Grosse Rat den Klagen keine Folge oder wies sie als Zumutungen zurück.

Hören wir auch, wofür Landammann Oertly schon vor mehr als 100 Jahren, an der Tagsatzung von 1826 kämpfte:

Die Pressefreiheit ist gewiss nichts Böses, sondern ein Gut. Sie ist ein Palladium des Rechtes und der Freiheit. Man sehe nur nach England und Amerika. Warum sollte auch das Volk der Republik von der res publica, von der öffentlichen Sache... nichts wissen? Durch Publizität und Pressefreiheit wird die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten geweckt und unterhalten, und das eben soll sein, damit das Volk nicht eine träge, faule, mit den Angelegenheiten des Vaterlandes unbeschäftigte, daher indolente Masse werde, die, wenn nicht das mahnende Schicksal von aussen es zur Abwehr bewegen sollte, ohne Geist und Leben, ohne festen Willen und Tatkraft wäre.« »In unserem freien Lande können wir keinen unserer Mitbürger hindern, seine Meinung durch den Druck bekannt zu machen... Dagegen findet gerichtliche Ahndung des Missbrauches der Presse statt, und der Verfasser, eventuell der Herausgeber einer Druckschrift, ist verantwortlich.« Die Pressefreiheit, äusserte Oertle weiter in einer freien Zusammenkunft von Staatsmännern, solle im Appenzellerland eine Zuflucht finden, auch wenn sie in der ganzen übrigen Eidgenossenschaft verdrängt werde.

So wurde die Appenzeller-Zeitung zum ersten und Hauptorgan der freien Presse der Verfassungskämpfe von 1830 in Kantonen und Bund und übte einen starken Einfluss aus auf die Umgestaltung der aristokratischen Verfassungen zu demokratisch-repräsentativen, und sie spielte auch seither eine grössere Rolle, als dem Appenzellervolk zahlenmässig zukäme.

In der politischen Sturm- und Drangperiode Deutschlands erschienen im Appenzeller Verlag Joh. Mich. Schläpfer auch verschiedene Arbeiten deutscher Schriftsteller mit revolutionärem Charakter, die dann den Weg fanden nach Deutschland, darunter verschiedene Gedichte von Ferd. Freiligrath. »Schläpfer tat gut, für längere Zeit das deutsche Gebiet nicht zu betreten.«

Diesen Sieg der Hirten über das Volk der Portiers nahmen die appenzellischen Verkehrsinteressenten allerdings nicht hin ohne gute Ratschläge, so auch in den Jahren seit 1933. Als ein Appenzeller — in diesem Fall der Redaktor — durch

die Strasse gehend, ähnlich einmal von einem Hund gepackt wurde und er ihn sofort mit der Hellebarde tötete, meinte der Richter — in diesem Fall der Hotelier —: » Ehr hättid-i au chöne mit dem Heft vo de Hellebaarte wehre, statt mit'm Spitz!« »Jo, ehr Herre Richter«, war die Antwort, »das hätt i scho tue, wemmi de Hond mit'm Schwaanz hätt bysse wöle.«

Doch so überdurchschnittlich viel Persönlichkeiten Ausserrhoden auf dem Gebiete der Journalistik hervorbrachte, die gleiche starke Seite wurde dem appenzellischen Journalisten zum Verhängnis. Es gibt wahrscheinlich nicht manche Kantone, wo bezogen auf die Kopfzahl der Bewohner ein derartiger Zeitungsfriedhof anzutreffen ist, d. h. ein so bewegliches Gründen und Eingehen von Blättern ob des geistigen Guerillakriegertums. In nicht ganz 120 Jahren sind es 56 Zeitungen, die in Ausserrhoden gegründet wurden, von denen aber nur 6 jetzt noch erscheinen.

Auch damit steht Appenzell noch über dem Durchschnitt der Schweiz, die mit einer politischen Zeitung auf rund 8000 Einwohner ohnehin den Rekord schlägt auf der Welt.

Vergleichsweise trifft es in Deutschland auf eine politische Zeitung 18,000 Einwohner (vor 1933), in den U.S.A. 60,000 und in Grossbritannien 177,000. Es findet sich aber auch kein Vergleichsland mit Volksinitiative und Volksreferendum, wo das Stimmrecht des Bürgers dem des Schweizerbürgers gleichkäme. Hier erscheint es dem Appenzeller überhaupt als Vorteil, dass keine gleichschaltende Zeitungsgrossmächte auf die Gesinnung einwirken.

Gelegentlich hört man die Meinung, von einer bessern Zusammenarbeit im Zeitungsgewerbe wäre mehr zu erwarten an Insichgehen, und das Insichgehen tue mehr not. Eine Zeitung mit grösserer Abonnentenzahl und vermehrter Inserateinnahme, entsprechendem Mitarbeiterstab und Nachrichtendienst koste den Abonnent nicht entsprechend mehr.

(14) Aber »zur Bildung und erfolgreichen Existenz der Kartelle ist eben ein besonderer Typus des Unternehmers erforderlich, der eine grosse, aktive und passive Organisationsfähigkeit, das heisst eine Fähigkeit zum Organisieren und Organisiertwerden, besitzt. Weniger verbreitet in England und in den romanischen Ländern, wo der Individualismus stärker ist und offenbar selbst das dem Kapitalismus immanente Streben nach Gewinn übersteigt, relativ wenig verbreitet

auch in der Schweiz . . . , ist er wohl am stärksten in Deutschland, in der eigentlichen Heimat der Kartelle vertreten. Die Gewöhnung an Disziplin, an Gehorsam, an das Kommando wirkt sich dort auch in wirtschaftlichen Dingen aus. Der Kleine und der Grosse treten gern dem Kartell bei: der Kleine, um im Schatten der Grossen geborgen zu sein, um Schutz zu finden, der Grosse — neben diesem Zweck — auch zu dem, um im Verbands- und richtungsgebend zu sein, um zu regieren.« (Saitzew, Aktuelle Organisationsprobleme der Industrie, Zürich, 1928.)

Und nun fragen wir uns und noch allgemeiner: warum ist der räumlich so nahe beim schwäbischen Meer wohnende Appenzellerschlag geistig soviel mehr davon entfernt? Warum sieht der Appenzeller, wie er auch an ungezählten Abstimmungen bekundete, in weitgehend zentralistischer Wirtschaftsordnung gar bald Unfreiheit, in gelobter »Organisation« gar bald Ueberorganisation, in einem gepriesenen System gar bald bürokratisches Wesen? Ganz ebenso verstehen wir manche andere Parallele ursächlich erst, wenn wir uns erlauben, wenigstens für einen Moment an den Gebietszusammenhang zu denken, in dem die appenzellische Gesinnung zu Zeiten sich bildete.

Die römische Provinz Rätien umfasste einen grossen Teil des heutigen Bayerns bis Passau mit Ulm und Regensburg, einige Täler von Württemberg mit Sigmaringen, das Vorarlberg, das ganze Tirol bis Bozen, Graubünden, den grösseren Teil des Tessins, das Wallis, das Urserental, nach Planta wahrscheinlich auch ein beträchtliches Stück der Waldstätte und sodann Gebiete des Glarnerlandes und des Thurgaus, den ganzen Kanton St. Gallen und Appenzell.

Nicht mehr unbekannt ist eine Anekdote aus dem 11. Jahrhundert von dem armen Welschen auf der Wanderschaft, der in der Klosterherberge St. Gallen gebadet wurde und dabei bemerkte: »Ei mi cald es, cald es!« (heiss romanisch), worauf der Badewärter in der Meinung, es sei dem Südländer noch zu kalt, mehr und mehr heisses Wasser hineingoss, bis der Aufgebrachte aus dem Wasser sprang und der herbeigeeilte Ekkehart der Vierte die lärmende Szene entschied, indem er auch fliessend romanisch sprach, was die noch damalige Bedeutung der romanischen Sprache in der Gegend von Appenzell dartut. — Vom Säntis, der alpis Sambatina, bis hinüber zum Hohen Kasten, dem Castel, der schlossähnlichen Form, treffen wir

heute noch zahlreiche Namen von Alpen, Bergen und Orten, die den Rätoromanen heimisch waren, und die Appenzeller Mundart belegt viele Tätigkeiten und Gegenstände alter Herkunft mit Ausdrücken romanischer Zunge, z. B. asa (so) von aschia (romanisch), Lätsch (Schlinge) von latsch, muckber (flink) von musper, Schpusa (Braut) von spusa, Trenza (Mistgabel) von trianza. Aber auch Aussehensmerkmale und Gesinnung pflanzten sich weiter, derart, dass viele Appenzeller heute noch

romanische Anklänge

haben, die Ausserrhoder allerdings weniger als die Innerrhoder. Kurz nach dem Jahr 538 wurde ja das nördliche Raetia vom südlichen getrennt: mitten durch das Appenzellerland ging die Trennungslinie, nämlich über Schänis-Säntis-Gäbris-Montlingen. — Haben wir hier auch schon Spuren von »zweierlei Appenzellern«? (IV).

Dass diese romanischen Spuren solange sich fortpflanzen konnten, braucht uns nicht zu erstaunen, trotz der vielfältigen Durchwirkung der helvetischen Ureinwohnerschaft mit rätischen, fränkischen, alemannischen und noch andern Völkern, auch trotz des ganzen spätern, jahrhundertelangen eidgenössischen Zusammenhanges und der Verbundenheit mit drei Kulturen. Die appenzellische Hügel- und Bergfestung erwies sich ja auch in anderer Hinsicht als ein Refugium: man denke daran, wie die Bewohner z. B. die Landsgemeinde, die Vorstellung, die Entscheidung aller wichtigen Landesfragen stehe den Aktivbürgern zu, als ein Juwel erhielten, d. h. nach einer durch einen Einfall fremder Dynastien verursachten Unterbrechung aufs neue herstellten, während dieser von Tacitus an den alten Germanen so ergreifend geschilderte Zug der Mehrheit der spätern Germanen verloren ging.